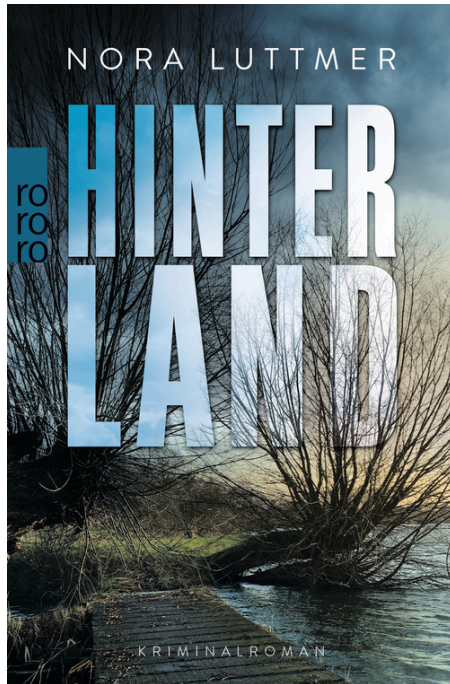


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00290-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Nora Luttmer, geboren 1973 in Köln, lebt in Hamburg und arbeitet als Autorin und freie Journalistin. Sie hat Südostasienskunde in Passau, Hanoi und Paris studiert. Ihr Roman «Schwarze Schiffe» wurde für den Glauserpreis in der Sparte Debüt nominiert.

Mehr Informationen zur Autorin unter www.noraluttmer.de

Nora Luttmer

Hinterland

Kriminalroman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, April 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Redaktion Carla Felgentreff

Covergestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg,

Coverabbildung Hafen Werbeagentur, Shutterstock

Satz aus der Karmina

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00290-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Über dem Brustbein hatte er ein Tattoo, nicht größer als ein Zweieurostück. Es war das Bild einer Muschel, die aussah wie ein aufgespannter Fächer mit einem Kreuz in der Mitte. Die Enden des waagerechten Kreuzarmes glichen Lilienblüten, der senkrechte Kreuzarm war ein Schwert, das unten scharf und spitz zulief. Mir gefiel die Idee, die Blume mit der Waffe zu verbinden, das Schöne mit dem Tod zu vereinen.

Ich habe den Mann mit dem Tattoo umgebracht. Er war mein erstes Opfer. Seitdem ist die Kreuzmuschel mein Talisman.

Der Beweis, dass ich da war. Mein Zeichen!

Die Mordkommission ist hilflos. Sie sind hilflos, liebe Bette Hansen! Sie haben mich nicht gefasst, als Sie die Möglichkeit dazu hatten. Sie haben ja nicht einmal herausgefunden, wie viele Menschen ich schon umgebracht habe. Sie wissen nichts von dem Mann mit dem Tattoo. Tod ohne Fremdeinwirkung steht im Autopsiebericht. Dabei wäre er der Schlüssel. Die einzige Verbindung. Aber jetzt ist es zu spät. Sie bekommen mich nicht! Mehr Menschen werden sterben. Und auch Sie sind nichts als ein weiteres Opfer auf meiner Liste. Doch das sollten Sie eigentlich noch gar nicht wissen. Noch hat mein Spiel mit Ihnen ja gar nicht richtig begonnen.

(Mail an Bette Hansen. In Papierkorb verschoben.
Nicht gesendet.)

Sommer 2019

1. Hannah

Das Licht war milchig-trüb, und es war noch kühl, aber sie konnte die Hitze des aufkommenden Tages schon erahnen. Hannah Grote rannte das steile Stück den Deich hinunter und über die Wiese zum Wasser. Das hohe Gras kitzelte an ihren nackten Knöcheln. Die Dove-Elbe sah hier mehr wie ein See aus als wie ein Fluss, breit und glatt, mit drei kleinen bewaldeten Inseln in der Mitte. Auf der Wasseroberfläche spiegelten sich die Bäume der Uferböschung. Es kam Hannah vor, als sei sie meilenweit von der Zivilisation entfernt. Sie liebte diese Einsamkeit. Und sie liebte es zu schwimmen.

Ohne abzubremsen, ließ sie ihr Handtuch fallen und lief im Bikini auf das Wasser zu. Zigarettenrauch stieg ihr in die Nase. Abrupt blieb sie stehen. Im Schilf raschelte es. Beobachtete sie da jemand? Ihr erster Impuls war es, zurück zum Deich zu rennen. Weg von hier. Aber sie hatte sich so auf das Schwimmen gefreut. Wer auch immer da rauchend im Schilf stand, wollte sicher genau wie sie nur seine Ruhe haben.

Sie ließ ihren Blick über das dichte Grün schweifen und sprang ins Wasser. Winzige silbrig glitzernde Fische stoben in alle Richtungen davon.

Sie kraulte ein Stück, um warm zu werden, dann wechselte sie zu Brustschwimmen. Nach jedem Atemzug tauchte sie mit dem Kopf unter, die Augen hielt sie offen. Sie mochte diesen leicht verschwommenen Blick auf die Unterwasserwelt. Beim Ausatmen perlten winzige glänzende Luftbläschen aus ihrem Mund, die wie Girlanden neben ihr herzogen.

Sie brauchte eine Weile, bis sie ihren Rhythmus gefunden hatte. Dann war ihr, als schwebte sie.

Sie war eine gute Schwimmerin, auch wenn sie sich oft anhören musste, dass sie nicht so aussah, klein und zierlich wie sie war. Ihre Mitmenschen neigten dazu, sie zu unterschätzen.

Das Schwimmen hatte sie von ihrer Mutter gelernt. Die war auch eine gute Schwimmerin gewesen, vielleicht war sie es immer noch. Hannah wusste es nicht. Sie hatte ihre Mutter nicht mehr gesehen, seit die mit ihrer Reisetasche aus der Wohnung spaziert war. Ohne ein Wort, ohne Abschied.

Es war ein genauso schöner Sommermorgen wie heute gewesen, Hannah hatte in der Küche gegessen, einen Toast mit Schokocreme gegessen und sich auf einen Badeausflug gefreut. Als sie die Wohnungstür schlugen hörte, war sie ans Fenster gerannt und hatte nur noch gesehen, wie ihre Mutter die Kreuzung überquerte und um die nächste Straßenecke verschwand. Für immer. Sie drehte sich nicht einmal mehr um.

Hannah war damals elf Jahre alt gewesen. Mittlerweile war sie fünfundzwanzig. Aber auch nach so vielen Jahren schmerzte es noch.

Sie holte tief Luft, machte den nächsten Zug, dann noch einen. Sie wollte jetzt nicht an ihre Mutter denken. Sie wollte schwimmen. Einfach nur schwimmen. Mit kräftigen Zügen zog sie an der ersten der drei kleinen Inseln vorbei. Mückenschwärme hingen über dem Wasser. Am Inselufer lag ein angeschwemmter Baumstamm, auf dem mehrere Gänse saßen und schliefen. Wenn Hannah abends mit ihrem Bücherbus an der Badestelle vorbeikam, hörte sie immer ihr lautes Geschnatter. Als würden sie sich Gutenachtgeschichten erzählen.

Der Bücherbus war genau genommen natürlich nicht *ihr* Bus. Er gehörte einem Verein zur Leseförderung, aber Hannah war die Einzige, die ihn fuhr. Es war ein Opel-Movano-Transporter mit seitlicher Schiebetür und

eingebauten Bücherregalen. Auf dem roten Lack klebten Sticker mit gelb geflügelten Büchern. Vor einigen Wochen hatte Hannah sich als Fahrerin für die Vier- und Marschlande beworben und die Stelle sofort bekommen.

Auf dem Hamburger Stadtplan lagen die Vier- und Marschlande ganz rechts unten. Obwohl man von der Innenstadt kaum zwanzig Minuten brauchte, war es eine vollkommen andere Welt: Gemüsefelder, Treibhäuser, blühende Wiesen, Gräben und Deiche. Es war so ländlich – Hannah konnte kaum glauben, dass das noch Hamburg sein sollte.

Ein Honorar zahlte der Verein nicht, nur die Benzinkosten, dafür hatte Hannah alle möglichen Freiheiten. Solange nur ein paar Kinder auftauchten, die Bücher liehen – und die tauchten immer auf –, konnte sie fahren, wann sie wollte, und halten, wo sie wollte. Und sie hatte den Bus zur ständigen Verfügung. Manchmal übernachtete sie sogar im Wagen und ließ sich früh morgens von den Vögeln wecken.

Inzwischen hatte sie die zweite Insel umrundet, und langsam kroch die Kälte in ihren Körper. Sie kraulte noch ein Stück, aber warm wurde ihr nicht mehr. Mit schon ganz tauben Armen schwamm sie zurück.

Als das Wasser flach wurde, stellte sie sich hin, spürte Muschelschalen unter ihren Füßen, watete ans Ufer. Schlick quetschte sich durch ihre Zehen. Es war ein angenehmes Gefühl, das sie daran denken ließ, wie sie als Kind schweren nassen Matsch durch die Finger hatte rinnen lassen und damit Türme und Burgen getropft hatte.

Sie zupfte ihren Bikini zurecht, der an ihrem dünnen Körper verrutscht war, rieb ihre Füße im Gras ab und hob ihr Handtuch auf. Da sah sie den Mann. Er stand keine zwanzig Meter von ihr entfernt unter den ausladenden Ästen einer Silberweide und schaute sie an. Auf Han-

nahs Haut prickelte es unangenehm. War das der Raucher von eben? Er war groß und schlank und trug einen grünen Arbeitsoverall. Sein Gesicht war teigig und konturlos, sein Alter schwer zu schätzen. Der Jüngste war er nicht mehr. Seine kurzen Haare waren grau.

Hannah nickte ihm zum Gruß zu, wie man es tat, wenn man in der Einsamkeit einen anderen Menschen traf. Er machte keine Anstalten zurückzugrüßen, starrte sie nur reglos an. Schnell wickelte sie sich ihr Handtuch um die Brust und lief zum Deich. Es gefiel ihr nicht, ihm den Rücken zuzukehren, ihr blieb jedoch nichts anderes übrig, wenn sie zu ihrem Bus wollte. Sie zwang sich, langsam zu gehen. Der Mann sollte ihr ihre Unruhe nicht anmerken. Erst oben auf der Deichkuppe hielt sie inne und drehte sich um. Der Mann war verschwunden.

Ein paar Minuten später sah sie ihn im Seitenspiegel mitten auf der Straße stehen. Es war Hannah, als brenne sein Blick auf ihrer Haut.

2. Bette

Bette Hansen nahm ihre Clogs in die Hand und lief barfuß den Deich hinauf. Unter ihren Fußsohlen pikste das von den Schafen kurz gefressene Gras. Jetzt, bei Ebbe, hatte sich die Wasserlinie zurückgezogen, und am Elbufer glänzte der Schlick wie weiches Karamell. Eine leichte Brise wehte und kühlte Bettes verschwitzte Haut. Ihre kurzen Haare klebten feucht auf ihrer Stirn. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals einen so heißen Juni erlebt zu haben, mit Temperaturen um die dreißig Grad.

Ein Frachter schob schwerfällig durch die Fahrrinne. Das dumpfe Dröhnen seines Motors hallte zu ihr herüber. Möwen schrien. Bette atmete tief durch und sog den vertrauten, leicht modrigen Geruch des Schlicks ein. Das hatte sie an Ochsenwerder immer gemocht. Die Nähe zum Wasser. Die Marschlandschaft mit der Elbe und ihren Nebenarmen, den von Schilf gesäumten Wassergräben und tiefen Bracks, die die Sturmfluten hinterlassen hatten.

Sie hatte sich nicht leicht damit getan, nach Ochsenwerder zurück zu ziehen. Als junges Mädchen hatte sie nicht schnell genug hier wegkommen können. Und jetzt, mit 53 Jahren, war sie wieder da, wo ihr Leben begonnen hatte. Auf dem Papier mochte Ochsenwerder zu Hamburg gehören, aber letztlich war es ein 3000-Seelen-Kaff in der Marsch, in dem nur alle halbe Stunde der Linienbus Richtung Innenstadt hielt.

Sie fragte sich oft, ob sie nicht lieber ihre Stadtwohnung hätte behalten sollen. Wie sie es vermisste, aus der Haustür zu treten und im Gewusel der Stadt unterzutau-chen. Aber wenn sie hier oben auf dem Deich stand und über den Fluss blickte, ging es ihr gut. Die Elbe schaffte

es immer, sie auf wundersame Weise mit sich und der Welt zu versöhnen. Bis zum Hamburger Hafen war es nur ein kleines Stück stromabwärts. Doch der Blick von den Landungsbrücken war nichts gegen den hier. Im Hafen war der Fluss eingengt von Kais und Spundmauern. Hier schob er sich ruhig und stoisch durch die Landschaft, seine unbändige Kraft unter der dunklen Oberfläche verborgen, aber deutlich spürbar.

Die Sonne im Gesicht, ging Bette den Deichkamm entlang. Ein zotteliger brauner Hund schloss sich ihr an und trottete neben ihr her. Sie freute sich über seine Gesellschaft. Vielleicht sollte sie sich auch einen Hund zulegen. Sie war immer gerne alleine gewesen, ihre Krankheit jedoch hatte ihr das angenehme Gefühl dabei verdorben. Diese verfluchte Krankheit. Sie hatte ihr ganzes Leben auf den Kopf gestellt.

Der Teil ihres Gehirns, der für Schlaf und Wachsein verantwortlich war, funktionierte nicht mehr richtig. Nachts schlief sie schlecht, tagsüber litt sie unter Einschlafattacken. Bis zu dem Tag, an dem der Arzt die Vermutung geäußert hatte, sie habe Narkolepsie, hatte sie nie auch nur von dieser Krankheit gehört. Die plötzlichen Müdigkeitsanfälle waren wie ein Sog in die Tiefe. Sie schlief einfach ein, in den unmöglichsten Situationen. Beim Essen, beim Einkaufen, auf der Straße. Manchmal merkte sie, wie der Schlaf sich anschlich, manchmal auch nicht. Dann konnte es sein, dass sie einfach umkippte.

Sie hatte versucht, sich einen Rhythmus aufzubauen. Dreieinhalb Stunden wach, eine halbe Stunde Schlaf. Aber so richtig funktionierte das noch nicht. Sie probierte noch herum. Immerhin litt sie nicht wie viele andere Narkoleptiker an chronischer Müdigkeit. Zwischen ihren Schlafschüben war sie fit.

Das Schlimmste für sie war die Unsicherheit. Das Wissen, dass sie jeden Moment die Kontrolle über sich und ihren Körper verlieren konnte. In der Stadt war sie mehrmals als betrunken beschimpft worden, wenn sie zusammengebrochen war. Oder der Notarzt kam, was ihr auch unangenehm war. Das zumindest passierte ihr in Ochsenwerder nicht, niemand schrie gleich herum oder rief den Krankenwagen. Was sie hier früher als so beklemmend empfunden hatte, die Tatsache, dass jeder jeden kannte, kam ihr jetzt zugute. Alle wussten, was mit ihr los war. Das war für sie der Grund gewesen zurückzukommen. Mal abgesehen davon, dass sie es nicht fertiggebracht hatte, ihr Elternhaus zu verkaufen. Sie hatte es immer vor sich hergeschoben, auch nur mal mit einem Makler zu sprechen. Nach dem Tod ihres Vaters hatte die alte Reetkate drei Jahre leer gestanden, bis sie kurz vor Ostern dieses Jahres schließlich selbst eingezogen war.

Bette war jetzt auf Höhe der Bunthäuser Spitze, wo sich die Elbe in Norder- und Süderelbe teilte und ein Binnendelta bildete. Der Hund rannte mit lautem Bellen den Deich hinunter ins Wasser, nur um sofort wieder rauszukommen und sich zu schütteln. Wenn sie nicht auf dem Deich einschlafen wollte, musste sie langsam zurück.

Einen Teil des Wegs begleitete der Hund sie noch, dann verschwand er über die Felder. Es hatte lange nicht richtig geregnet, der Boden war trocken und staubte unter Bettens Füßen. Das letzte Stück lief sie über den asphaltierten Marschbahndamm, eine ehemalige Gleisstrecke, die als Radweg ausgebaut war und schnurgerade übers platte Land führte.

Es war fast Mittag, als sie nach Hause kam. Ein Junge hüpfte einbeinig über das ausgefahrene Kopfsteinpflaster, einmal die Sackgasse hoch und wieder zurück. Bette kannte ihn nicht, er musste aus einem der neuen Rei-

henhäusern gegenüber kommen. Sie waren gerade erst bezugsfertig geworden. Früher hatte es in der Straße nur zwei Häuser gegeben, mittlerweile war alles ziemlich zugebaut. Da Bettés Haus jedoch das letzte in der Straße war, hatte sie bis heute nur einen direkten Nachbarn. Mats. Sie kannten sich schon seit ihrer Kindheit. Er war ein großer, noch immer schlanker Mann, dessen tiefer dunkler Bass nicht aus dem Kirchenchor wegzudenken war. Jetzt gerade sang er jedoch nicht, sondern schob mal wieder seinen Rasenmäher über die Wiese. Bette winkte ihm zu, verzog das Gesicht und deutete auf ihre Ohren. Der Benzinmotor dröhnte wie sonst was. Mats nickte ihr nur mit einem breiten Lachen zu. Es war unfassbar. Was das Mähen anging, hatte er wirklich einen Spleen. Kein Wunder, dass Fynn, sein neunjähriger Enkel, lieber bei Bette rumhing. Meistens saß er, so wie jetzt, in ihrem Apfelbaum und las. Seine langen dünnen Beine mit den knorpeligen Knien baumelten aus dem dichten Grün.

Bette mochte es verstrüppt und verwildert, mit alten Obstbäumen, die wuchsen, wie es ihnen gefiel. Mal abgesehen davon, dass ihr das ständige Mähen bei der Größe ihres Gartens viel zu aufwendig gewesen wäre. Anlässlich des Erbes hatte sie die Liegenschaftskarte eingesehen, und der zuständige Mitarbeiter beim Amt hatte sie darauf aufmerksam gemacht, dass ihr Grundstück mit 3570 Quadratmetern exakt halb so groß war wie der Fußballplatz im Millerntorstadion, der Heimstätte von St. Pauli. Nur dass Bette eben nicht, wie sie es bei den Heimspielen vom Stadion aus getan hatte, auf einen Hochbunker schaute, sondern über weite Flur. Morgens staksten sogar ganz idyllisch Störche und Reiher über die Äcker hinter dem Haus. Und über die Baumwipfel des kleinen Wäldchens hinweg, das seitlich an ihr Grundstück grenzte, konnte sie die kupferne Turmspitze der

St. Pankratius-Kirche im Dorfkern von Ochsenwerder sehen. Sie lag erhöht auf einer Warft, dem einzigen Hügel weit und breit.

Bette holte ein Eis aus der Küche, legte es in den kleinen Korb, der im Apfelbaum hing, und zog an der daran befestigten Strippe mit der Glocke. «Vanille mit Schoko!»

Fynns schmales Gesicht mit den strubbeligen strohblonden Haaren schaute durch die Äste zu ihr herunter. Er zog den Korb zu sich heran und strahlte, wobei die Lücken zwischen seinen Schneidezähnen zum Vorschein kamen. «Oh danke!»

«Dafür nich.»

«Bette!», rief Mats über den mit Rosen bewachsenen Erdwall, der ihre Grundstücke trennte. Den Rasenmäher hatte er endlich ausgestellt. «Julia reißt mir den Kopf ab, wenn sie hört, dass er andauernd Eis isst.»

«Was heißt denn andauernd?», konterte Bette scherzhaft. «Das ist das erste Eis, das er heute von mir bekommt.»

«Ein Eis ist eins zu viel. Meine liebe Tochter ist grade auf so einem Anti-Zucker-Trip.» Mats schnaubte missmutig vor sich hin.

«Du klingst wie ein alter Drache», sagte Bette.

Mats winkte ab. Bette war auch so klar, was los war. Er war mal wieder genervt. Weil Julia viel arbeitete, schickte sie Fynn oft zu ihm. Mats war Möbelbauer und hatte seine Werkstatt am Haus, war also sowieso meist da. Es ging nicht darum, dass Mats Fynn nicht gerne bei sich hatte. Ihn störte es, wie seine Tochter ihm sagte, was er bei Fynn zu tun und zu lassen hatte. Auch Bette konnte das nicht ganz nachvollziehen, aber sie hatte ja auch keine Kinder. Dafür hatte es in ihrem Leben früher keinen Platz gegeben.

Sie war Kommissarin gewesen, im Morddezernat. Im Januar war sie allerdings aus dem Dienst ausgeschieden. Ihren letzten Fall hatte sie nach nur wenigen Wochen ungelöst abgeben müssen. Sie war während einer Vernehmung eingeschlafen. Der Zeuge hatte sich in Widersprüche verstrickt, und Bette hatte ihre aufkommende Müdigkeit nicht beachtet. Sie hatte dem Zeugen keine Gelegenheit geben wollen, seine Aussagen zu überdenken, nur weil sie einen Kurzschlaf einlegen musste. Und da war es passiert. Mitten im Satz hatte sie aufgehört zu sprechen, ihr Kopf war nach vorne gesackt, und sie war mit der Stirn auf die Tischkante geschlagen. Um exakt 11.38 Uhr am 15. Januar 2019. Die Platzwunde über dem rechten Auge hatte mit fünf Stichen genäht werden müssen.

Wieder und wieder hatte sie sich die Videoaufzeichnung der Vernehmung angesehen und es nicht länger ignorieren können. Es ging nicht mehr. Sie war für das Morddezernat nicht mehr tragbar. Niemand brauchte eine Ermittlerin mit Narkolepsie.

Bis zu dem Vorfall im Verhörraum hatte sie ihrem Arbeitgeber die Krankheit verschwiegen. Die endgültige Diagnose hatte sie selbst erst zum Jahreswechsel bekommen, auch wenn sie sich da schon mehrere Monate mühsam durch die Tage gequält und sich, wenn gar nichts mehr ging, auf dem Klo eingeschlossen hatte, um zu schlafen.

Die Personalabteilung hatte ihr angeboten, in den Innendienst zu wechseln, mit geregelter Tagesablauf und der Möglichkeit, sich zwischendurch hinzulegen. Sie hatte abgelehnt. Ein Schreibtischjob war ihr unerträglich. Ihre Stärke war das aktive Ermitteln, nicht das Rumsitzen.

«Ach, soll deine Tochter doch meckern», sagte Bette unwirsch. Der Gedanke an ihre Arbeit machte ihr

schlechte Laune. Sie kam sich vor wie ein kranker Elefant, der vergessen hatte, wozu er gut war. «Solange Fynn in meinem Baum sitzt, bekommt er auch mein Eis.»

«Hast ja recht», sagte Mats.

«Ich weiß», sagte Bette. «Willst du auch eins?»

«Nee, danke.»

Bette überlegte, ob sie sich selbst ein Eis holen sollte, doch ein Kniff in ihren Bauchspeck hielt sie davon ab. Schlank war sie noch nie gewesen. Sie war knapp 1,70 Meter groß und breit in den Schultern und der Hüfte. Aber als sie noch gearbeitet hatte, war sie oft nicht zum Essen gekommen oder hatte es schlichtweg vergessen. Jetzt, wo sie so viel Zeit hatte, wurde sie immer runder. Sie trug schon nur noch ihre bequemen Leinenhosen mit Gummizug.

«Ich koch mir lieber einen Kaffee», sagte Mats.

Kaffee war gut. «Bringst du mir einen rüber?»

«Mach ich.»

Wenn sie ihren Rhythmus einhalten wollte, musste sie sich hinlegen. Sie zog sich ihre Liege in den Schatten unter dem Kirschbaum und sah den Hühnern zu, die sich auf der Wiese um einen Wurm stritten. Wie sie sich so schubsten und drängelten und versuchten, alle um sich rum wegzustoßen, ließen sie Bette an eine Schar dunkel beanzugter Männer denken. Sie musste schmunzeln.

Bette war eingeschlafen, noch bevor Mats den Kaffee gebracht hatte. Als sie aufwachte, stand die Tasse neben ihr auf dem Boden. Der Kaffee war kalt, sie trank ihn trotzdem und versuchte, die Benommenheit abzuschütteln, die sich in der Hitze über sie gelegt hatte. Vor ihrem Haus war ein junges Paar Hand in Hand stehen geblieben und lächelte versonnen.

«Ist nicht so romantisch, wie es aussieht», murmelte Bette, ohne dass die beiden sie hören konnten. «Ihr soll-

tet mal die Marder hören, die sich hier draußen einnisten. Oder den Kostenvoranschlag für das neue Dach sehen.» Es musste noch vor dem Herbst gemacht werden. Das Reet kam schon in Klumpen runter.

Bette kratzte sich einen Mückenstich am Arm auf. Die Viecher hatten sie völlig zerstoichen. Auf der Straße zog die junge Frau den Mann ein Stück zur Seite. Sie hatte das marode Treibhaus entdeckt, das etwas versetzt hinter dem Wohnhaus stand. Die meisten Scheiben fehlten, Brombeerranken wucherten um das Metallgerüst, und eine junge Eiche war durchs Dach gebrochen. Wahrscheinlich fanden die beiden auch das wunderbar verwunschen. Dabei war das Treibhaus kein Zeichen von Urtümlichkeit, sondern von reinem Pragmatismus. Bettens Mutter hatte darin früher Gemüse angebaut, das sie auf dem Deich verkauft hatte. Mit den steigenden Ölpreisen war die Beheizung des Treibhauses dann allerdings nicht mehr rentabel gewesen, und es war nur deshalb nie abgerissen worden, weil das ungemein teuer gewesen wäre. Genau aus diesem Grund, und nur aus diesem Grund, fand man überall in der Gegend solche der Natur überlassenen Treibhäuser.

Bette stand auf. Ihr Magen knurrte.

«Fynn», rief sie. Sie konnte sehen, dass er immer noch im Baum saß. «Komm mal runter und hol Eier. Dann mach ich uns Apfelpfannkuchen.»

Keine Antwort.

«Fynn! Eier suchen!»

Sie könnte das auch selbst machen. Aber Fynn hatte die Hühner zu seiner Aufgabe erklärt, mit allem, was dazugehörte.

Diesmal tönte ein «Yep!» aus dem Baum, es raschelte, und Fynn landete mit beiden Füßen auf der Wiese und flitzte in Richtung Hühnerstall.

Die Hühner hatte Bette nach ihrem Einzug angeschafft und den vorderen Teil des Werkzeugschuppens für sie ausgebaut. Der Schuppen war das Einzige, was noch an die Arbeit ihres Vaters erinnerte. Er war Stellmacher gewesen, spezialisiert auf die Herstellung von Holzschubkarren. Das Werkstattgebäude, in dem er die Schubkarren gebaut hatte, war irgendwann in den neunziger Jahren abgebrannt. Sie hatten damals froh sein können, dass das Feuer nicht auf das Reetdach des Wohnhauses übergegriffen hatte.

«Sechs! Ich hab sechs Eier gefunden», rief Fynn kurz darauf und rannte mit dem Eierkorb, den er wie eine Trophäe vor sich hochhielt, auf Bette zu, bis er der Länge nach vor ihr hinschlug.

«Auuu!»

Dem Tonfall nach schrie er mehr aus Schreck als aus Schmerz. «Was machst du denn?» Bette zog ihn hoch. Seine Knie waren aufgeschürft. Die Eier lagen verstreut im Gras. Nur zwei hatten den Sturz überlebt.

«Ich bin gestolpert.» Fynn presste die Lippen zusammen und wischte sich mit dem Handrücken über die feuchten Augen.

«Über deine eigenen Füße? Du bist doch sonst nicht so ungeschickt.»

«Nee, über das blöde Holz da.» Er zeigte auf die Wiese.

Im Gras lag ein Holzscheit.

«Wie kommt das denn da hin?» Feuerholz gehörte auf den Stapel hinten beim Schuppen. Bette bückte sich, hob das Scheit auf und zuckte zusammen. Instinktiv sah sie sich um, und das Scheit rutschte ihr gleich wieder aus den Fingern. Alle Kraft war aus ihren Händen gewichen.

Auch das war ein Symptom ihrer Krankheit. Bei starken Emotionen erschlafften ihre Handmuskeln. Das konnte beim Lachen passieren oder, wie jetzt, wenn sie

einen Schreck bekam. Obwohl dieser plötzliche Verlust der Muskelkraft, Kataplexie genannt, bei ihr meist nur wenige Sekunden anhielt, war es überaus nervig und manchmal sogar gefährlich. Noch ein Grund, aus dem sie für das Morddezernat unbrauchbar war. Sie konnte keine Waffe tragen. Zu leicht könnte sie ihr im falschen Moment aus der Hand fallen und gegen sie gerichtet werden.

«Alles okay?» Fynn sah sie besorgt an, und Bette wusste nicht, ob er ihre Hände meinte oder ihren erschrockenen Gesichtsausdruck.

«Fynn», sagte sie leise. «Geh zu Mats. Er soll dein Bein verarzten.»

«Nee, geht wieder.»

«Geh schon. Los.»

Am bestimmten Ton ihrer Stimme schien Fynn zu merken, dass es ihr ernst war. Er gehorchte sofort. Bette bewegte zaghaft ihre Finger. Die Kataplexie war fast so schnell verschwunden, wie sie gekommen war. Sie öffnete und schloss die Hände ein paarmal, dann hob sie das Scheit erneut auf.

Das konnte kein Zufall sein. In das Holz war etwas eingeritzt. Eine Muschel mit fächerförmigem Gehäuse und einem Kreuz in seiner Mitte. Ein Zeichen, das eine Erinnerung weckte, und zwar keine gute.

3. Hannah

Die Klimaanlage lief auf Hochtouren, brachte aber so gut wie keine Kühlung, und die Sonne, die durch die Lamellen des Vorhangs fiel, blendete. Hannah hatte einen unangenehmen Druck auf den Ohren. Ihre Schläfen pochten. Der Lärmpegel strengte sie heute noch mehr an als sonst. Alle zwanzig Rechner im Büro waren besetzt, und einer der Call-Center-Agenten redete extrem laut, was alle anderen dazu brachte, ebenfalls ihre Stimmen zu heben.

Der Mann am anderen Ende der Leitung schimpfte wütend. «Wie bitte? Wegen einem Computerfehler wurde der Versand zurückgestellt? Das meinen Sie ja wohl nicht ernst.»

«Ich verstehe Ihren Ärger», sagte Hannah. «Es tut mir sehr leid. Ich werde mich jetzt persönlich um Ihr Anliegen kümmern.» Das waren die Standardsätze aus dem Gesprächsleitfaden. Die wichtigsten hatte sie mit fettem rotem Stift auf gelbe Post-its geschrieben und an den Sichtschutz rechts vom Bildschirm geklebt. Nicht dass sie die Sätze nicht auswendig konnte, sie sagte sie Dutzende Male pro Tag auf, immer und immer wieder. Aber nach mehreren Stunden am Telefon schwirrten die Worte irgendwann so wirr durch ihren Kopf, dass ihr die leichtesten Sätze nicht mehr einfielen. Manchmal bekam sie kaum noch ihren eigenen Namen gerade heraus.

«Und jetzt?», hakte der Mann in genervtem Ton nach. «Wann bekomme ich meine Ware?»

«Ich werde alles tun, damit Sie sie so schnell wie möglich in Empfang nehmen können.»

«Das Paket sollte gestern schon da sein.»

«Es tut mir wirklich sehr leid. Sie haben natürlich völlig recht.»

«Das kann nicht wahr sein. Was ist das für ein beschissener Kundenservice. Ich hatte ein garantiertes Lieferdatum.»

«Ich werde Ihre Bestellung jetzt manuell bearbeiten.» Hannah öffnete eine neue Maske auf ihrem Bildschirm und ließ sich noch einmal die Paketnummer durchgeben. Jetzt sah sie nicht mehr nur die Information zum Verbleib des Paketes, sondern alle Daten zum Kunden. Er hieß Mark Hoyer und wohnte im Leinpfad. Beste Hamburger Villengegend. Der Absender des Paketes war Spatenspezialist Brackwede. Was bitte war an einem Spaten so wichtig, dass dieser Kerl so einen Stress machen musste?

Sie klickte das Kästchen *Neu versenden* an, wodurch eine automatische Mail an den Verkäufer rausgegeben wurde, um die Versandprozedur ein zweites Mal zu starten. «Sie werden Ihre Ware in Kürze erhalten», sagte sie und fuhr sich mit einem Fettstift über die aufgesprungenen Lippen. Sie konnte es einfach nicht lassen, darauf herumzubeißen.

«In Kürze? Und was, bitte, heißt das? Heute, morgen, nächste Woche?»

Hannah rieb ihre Lippen übereinander, um die Creme zu verteilen, und drehte den Fettstift ein. «Darüber liegt mir noch keine Information vor.»

«Sie sind doch echt 'ne blöde Schnepfe.» Damit legte Mark Hoyer auf.

Hannah riss sich ihr Headset vom Kopf. Sie konnte nicht mehr. Während der Einarbeitung im Call-Center hatte der Workshop-Leiter ihr eingeschärft, derartige Beschimpfungen nicht persönlich zu nehmen. Sie müsse nur lernen, sie an sich abprallen zu lassen. Von wegen. Mit einem Taschentuch wischte sie sich den Schweiß vom Gesicht, dann von den Kopfhörern, griff nach ihrer Flasche und trank den letzten Schluck. Sie brauch-

te dringend mehr Wasser, aber sie musste noch mindestens vier Anrufe tätigen, bevor sie auch nur daran denken konnte, Pause zu machen. Ihr Soll lag bei zwanzig Gesprächen die Stunde, davon war sie heute weit entfernt.

Auf ihrem Bildschirm ploppte ein Chatfenster auf. Von der Chefin. *Zurück in die Schleife! Sofort!*

Konnte sie nicht mal was trinken, ohne dass die Brandt gleich dazwischenging? Unauffällig schielte sie zu ihr hinüber. Susanne Brandt saß hinter ihrem Schreibtisch mit den beiden großen Monitoren, der erhöht auf einem Podest am Kopfende des Raumes stand. Auch wenn sie Hannah eben noch im Visier gehabt haben musste, war sie jetzt wieder ganz auf ihre Monitore konzentriert.

Susanne Brandt war um die sechzig. Fransig geschnittene dunkle Haarsträhnen umrandeten ihr rundes Gesicht. Ihre Augen, die zu klein für ihren Kopf waren, und die gewölbte Stirnpartie erinnerten Hannah an einen Bullterrier. Sie trug selbst bei dieser Hitze ein Kostüm mit enganliegendem Jackett, das über ihrer Brust spannte. Als ob erst das Jackett sie zur Chefin machen würde.

Die Brandt war der totale Kontrollfreak. Ständig überwachte sie die Anruf-Statistiken, hörte Gespräche mit an und scheuchte ihre Mitarbeiter durch die Schichten. Und obwohl niemals Kunden in das Großraumbüro kamen, war sie stets darauf erpicht, dass alles ordentlich war. Neben der Tür hatte sie ein Regalsystem mit bunten Plastikboxen für die Habseligkeiten der Mitarbeiter aufstellen lassen. Wie im Kindergarten. Man durfte nicht mal eine Kaffeetasche neben dem Computer abstellen.

Aber Hannah sagte sich, dass sie hier immerhin ihre Arbeitszeiten flexibel einteilen konnte. Besser, als irgendwo beim Bäcker hinter der Theke zu stehen.

In zwei Stunden war ihre Schicht zu Ende. Dann würde sie endlich mit dem Bücherbus rausfahren und ihre Lesecke aufbauen. Vielleicht kam der Eiswagen vorbei, und sie würde sich eine riesige Portion Stracciatella mit Sahne gönnen. Und danach würde sie schwimmen gehen. Bei dem Wetter war abends an der Dove-Elbe immer noch viel los. So gerne sie ganz alleine am Wasser war, dem Typen von neulich wollte sie nicht noch mal begegnen, wenn da sonst niemand war.

Sie setzte ihr Headset wieder auf und nahm ihren nächsten Anruf entgegen. Dabei sah sie auf die Uhr. Karl, der neben ihr saß, grinste in seinen Hörer. Hannah hatte immer das Gefühl, ihm mache das unablässige Telefonieren wirklich Spaß.

Karl war ein Mann mit aufgeschwemmtem Gesicht und dünnen, fettigen Haaren. Sein weißes T-Shirt war dermaßen mit Schweiß vollgesogen, dass man seine Haut und seine üppige Brustbehaarung durch den Stoff sehen konnte.

Unappetitlicher ging es kaum, wobei Hannah grundsätzlich nichts gegen Karl hatte. Er war weder gemein noch arrogant, noch dumm. Letztlich war er einfach ein armer Kerl. Bei jedem anderen Job hätte er keine Chance gehabt, über das Bewerbungsgespräch hinauszukommen. Aber im Call-Center war das Einzige, was zählte, die Stimme. Und Karls Stimme war warm und tief mit einem leicht sonoren Brummen. Körper und Stimme passten bei ihm einfach nicht zusammen.

Hannah dachte manchmal, dass es bei ihr ähnlich war. Bei ihr passte das Innen nicht zum Außen. Sie fühlte sich nicht wie die zierliche junge Frau, in deren Körper sie steckte, und auch nicht wirklich wie das schüchterne Mädchen, als das alle sie sahen. Sie wusste nicht, ob dieser Zwiespalt normal war. Ob es anderen ähnlich ging. Sie war niemand, die sich anderen anvertraute und über

ihre Empfindungen sprach. Vielleicht fühlte Karl sich ja wie ein Superheld und sah eben nur nicht so aus. Bei der Vorstellung musste sie kichern.

Sie hatte schon mitbekommen, wie Kundinnen versucht hatten, sich mit Karl zu verabreden. Wenn sie seine Stimme hörten, stellten sie sich wahrscheinlich einen gutaussehenden Mann vor. Hannahs Stimme war eher durchschnittlich. Dafür kannte sie sich mit Computern aus, weshalb ihre Chefin sie für die Hotline der Hamburger Aalsen-Reederei freigeschaltet hatte. Sie betreute die Mitarbeiter bei ihren PC-Problemen. Das war immer noch besser, als sich den ganzen Tag ausschließlich mit den Anrufen rumzuschlagen, die über die Beschwerdeline des Paketdienstleisters reinkamen, dem Hauptauftraggeber des Hansa-Call-Centers. Heute hatte Hannah jedoch kein Glück. Heute ging es auch bei ihr nur um Pakete.

Zwei Telefonate später gab sie auf. Ihre Kehle war schon ganz ausgetrocknet. Sie tippte *Pause* in das Chatfenster mit der Brandt und stand auf. Die Brandt sah zu ihr herüber und hob acht Finger in die Luft. Acht Minuten. Die hatte doch echt einen Schuss.

Die Pausenküche lag am Ende eines langen Flurs und sah aus wie Büröküchen immer aussahen: grauer PVC-Boden, Tisch, Küchenzeile. Auf der Ablage standen benutzte Gläser und Tassen. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, sie in die Spüle zu stellen. Und bis hierher reichte der Kontrollwahn der Brandt dann doch nicht.

Ihre Kolleginnen Sibille und Lena standen verbotenerweise am offenen Fenster und rauchten. Sie waren in ein Gespräch vertieft und beachteten Hannah nicht weiter, was ihr nur recht war. Sie hatte für heute genug gesprochen. Sibille schimpfte gerade über einen Typen, der sie versetzt hatte. Warum auch immer. Sicher nicht

wegen ihres Aussehens. Ihre Haare hatte sie zu einem Knoten hochgesteckt, aus dem einzelne Strähnen in ihr Gesicht fielen, und sie trug einen kurzen kanariengelben Jumpsuit, der ihre schlanke Figur betonte. Sie hätte glatt modeln können.

Hannah füllte sich ein Glas mit Leitungswasser. Es war lauwarm und schmeckte metallisch. Während sie gierig trank, betrachtete sie ihr Gesicht in dem angestößenen Spiegel am Küchenschrank. Sie konnte gar nicht sagen, ob sie hübsch war oder nicht. Ihr Aussehen hatte sie nie sonderlich interessiert. Sie schminkte sich nicht. Trug immer nur Jeans und T-Shirt und einen Hoodie, wenn es kalt war. Ihre schulterlangen Haare band sie zum Pferdeschwanz, einfach weil es am praktischsten war. Sie waren dunkelbraun, genau wie ihre Augen. Auf der Nase hatte sie winzige Sommersprossen, und ihre Haut war so hell, dass sie fast durchsichtig wirkte. Ihre Mutter hatte sie früher immer ihre kleine bleiche Fee genannt.

Hannah biss sich fest auf die Unterlippe. Ihre Mutter. Dass sie aber auch ständig an sie denken musste. Dass ihr Hirn nie aufhörte, sie mit dem Bild zu quälen, wie ihre Mutter aus dem Haus ging und einfach so aus ihrem Leben verschwand. Bis heute wusste sie nicht, wieso sie sie verlassen hatte. Sie waren doch ein gutes Team gewesen. Mutter und Tochter. Sie hatten zusammen gelacht, hatten beide das Schwimmen geliebt und oft unter der flauschigen Sofadecke vor dem Fernseher gekuschelt. Und dann das. Umgedreht und weg.

Hannah hatte versucht herauszufinden, wo ihre Mutter hin war. Aber das hatte den Schmerz nur noch viel schlimmer gemacht. Ihre Mutter hatte ein neues Leben angefangen. In Bremen. Mit einem neuen Mann. Mit einer neuen Tochter, geboren kaum ein Jahr später. Ihre Mutter hatte Hannah einfach ersetzt.

Es war wie ein Wespenstachel, der in ihr steckte und immer wieder sein Gift abgab.

Manchmal sah Hannah immer noch aus dem Küchenfenster und hielt Ausschau nach ihr, als könnte sie jeden Moment um die Ecke biegen. Sie doch noch zu sich holen. Blödsinn. Natürlich.

Hannahs Vater war Fragen über ihre Mutter immer ausgewichen. Und die Lücke, die sie hinterlassen hatte, hat er nicht mal annähernd füllen können. Vielleicht hat er nicht mal bemerkt, dass es da eine Lücke gegeben hatte. Hannah funktionierte ja weiter, wie eine kleine Maschine. Als ihr Vater vor acht Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen war, hatte sie nur eine unangenehme Leere empfunden. Sie war weder traurig noch geschockt gewesen. Als hätte sie ihre Gefühle beim Verlust ihrer Mutter aufgebraucht.

Sie legte den Kopf schief und schob ihn so weit nach links, bis ihr Bild den Sprung im Spiegel traf und ihr Gesicht in zwei asymmetrische Teile riss. Sie verzog den Mund und schenkte sich ein etwas gequältes Lächeln, das im Glas zu einer zerbrochenen Fratze wurde. Eine zerbrochene Fee.

Das Schlagen der Tür riss Hannah aus ihren Gedanken.

Marie, eine weitere Kollegin, war hereingekommen. «Hey», rief sie in die Runde. «Heute legt Mingo im *Baal-saal* auf. Wie sieht's aus. Kommt ihr mit?»

«Ich bin dabei», sagte Sibille sofort, und auch Lena nickte.

Hannah hielt das Gesicht unter den laufenden Hahn. Das Nass auf der Haut tat gut.

«Und du?», fragte Marie.

Mit der Hand wischte Hannah sich das Wasser aus dem Gesicht.

Die drei sahen sie abwartend an. Schon des sozialen Friedens willen wäre es mal wieder an der Zeit, mit den Kolleginnen auszugehen. Nur dass sie bei dem Wetter wenig Lust hatte, in einem Club abzuhängen. Außerdem wollte sie mit dem Bücherbus raus.

«Heute passt nicht so gut», sagte sie ausweichend.

«Komm schon», drängelte Sibille.

«Nächstes Mal. Heute hab ich schon was vor.»

«Oh, was denn? Erzähl doch mal. Ist er nett?», neckte Sibille sie.

Hannah lächelte scheu. Wenn sie dachten, die Frage-
rei wäre ihr unangenehm, würden sie sie in Ruhe las-
sen. Was auch prompt geschah. Unbehelligt füllte Han-
nah ihre Flasche mit Wasser auf und ging zurück ins
Großraumbüro.

Sie hatte ihre Pause um ein paar Minuten überzogen.
Die Brandt stand schon an der Tür und tippte ungeduldig
auf ihre Armbanduhr. Hannah musste unweigerlich auf
die blau lackierten Zehennägel ihrer Chefin starren, die
aus den offenen Pumps rausschauten und nervös auf und
ab wippten.

«Grote», fuhr die Brandt sie mit ihrer kratzigen Stim-
me an, die sie als starke Raucherin entlarvte. «Sie soll-
ten längst im nächsten Call sein.»

«Ich mach ja schon.»

«Ihr Verhalten ist nicht akzeptabel. Sie sind heute
weit hinter Ihrem Soll zurück.»

«Es sind mindestens 35 Grad hier drinnen.»

«Fangen Sie mir nicht mit der Hitze an, die ist keine
Entschuldigung. Und jetzt an die Arbeit.» Die Brandt leg-
te ihr eine Hand auf die Schulter und schob sie unwirsch
in Richtung ihres Schreibtischs. Hannah wand sich un-
ter der Berührung weg. Sie hasste es, ungefragt ange-
fasst zu werden.

[...]